

Jünglingsbrief

Autor(en): **Hesse, Hermann**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift**

Band (Jahr): **18 (1914)**

PDF erstellt am: **24.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-575484>

Nutzungsbedingungen

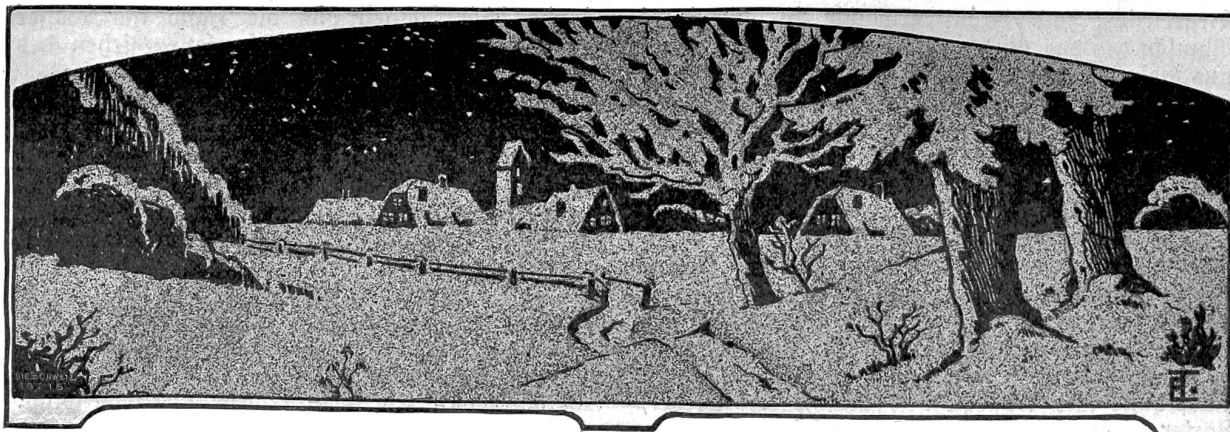
Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.



Gedichte von Max Geilinger

Höhen im Schnee

Der Winter, in der Stadt ein letztes Weinen
Des Herbstes, geht als Wunder drauhen um,
Läht Höhen flach und Tiefen hoch erscheinen
Und wie in ersten Werdezeiten stumm.

Die Tannen rings am Hange, die sich wehrten
Ums grüne Kleid, stehn schneeig überloht
Und fragen sich mit klugen weißen Bärten:
„Rüht uns ein Märchen oder grüht der Tod?“

Abendliches Lied

Ein letztes Läuten. Nun erkennst du klar,
Ob du auch lange schon zum Licht erwacht bist,
Wie golden jeder Strahl der Sonne war —
Nun, da es Nacht ist.

Hebt eines Abschieds bange Stunde an,
Wenn jeder letzte Blick wie ein Gebet ist,
Dann fragst du dich: Hast du dein Werk getan?
Wenn es zu spät ist!

Jünglingsbrief.

Von Hermann Hesse, Bern.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Berehrte gnädige Frau!

Sie haben mich eingeladen, Ihnen einmal zu schreiben. Sie dachten, für einen jungen Mann mit literarischer Begabung müßte es köstlich sein, Briefe an eine schöne und gefeierte Dame schreiben zu dürfen. Sie haben recht, es ist köstlich.

Und außerdem haben Sie auch bemerkt, daß ich weit besser schreiben als sprechen kann. Also schreibe ich. Es ist für mich die einzige Möglichkeit, Ihnen ein kleines Vergnügen zu machen, und das möchte ich so gerne tun. Denn ich habe Sie lieb, gnädige Frau. Erlauben Sie mir, ausführlich zu sein! Es ist notwendig, weil Sie mich sonst mißverstehen würden, und es ist vielleicht berechtigt, weil dieser Brief an Sie mein einziger sein wird. Und nun genug der Einleitungen!

* * *

Als ich sechzehn Jahre alt war, sah ich mit einer sonderbaren und vielleicht frühreifen Schwermut die Freuden der Knabenzeit mir fremd werden und verloren gehen. Ich sah meinen kleinern Bruder Sandkanäle anlegen, mit Lanzen werfen und Schmetterlinge fangen und beneidete ihn um die Lust, die er dabei empfand und an deren leidenschaftliche Innigkeit ich mich noch so gut erinnern konnte. Mir war sie abhanden gekommen, ich wußte

nicht wann und nicht warum, und an ihre Stelle war, da ich die Genüsse der Erwachsenen noch nicht recht teilen konnte, Unbefriedigtsein und Sehnsucht getreten.

Mit heftigem Eifer, aber ohne Ausdauer trieb ich bald Geschichte, bald Naturwissenschaften, machte eine Woche lang alltäglich bis in die Nacht hinein botanische Präparate und tat dann wieder vierzehn Tage lang nichts als Goethe lesen. Ich fühlte mich einsam und von allen Beziehungen zum Leben wider meinen Willen abgetrennt, und diese Kluft zwischen dem Leben und mir suchte ich instinktiv durch Lernen, Wissen, Erkennen zu überbrücken. Zum ersten Mal begriff ich unsern Garten als einen Teil der Stadt und des Tales, das Tal als einen Einschnitt im Gebirge, das Gebirge als ein deutlich begrenztes Stück der Erdoberfläche. Zum ersten Mal betrachtete ich die Sterne als Weltkörper, die Formen der Berge als notwendig entstandene Produkte der Erdkräfte, und zum ersten Mal erfaßte ich damals die Geschichte der Völker als einen Teil der Erdgeschichte. Ausdrücken und mit Namen nennen konnte ich das damals noch nicht, aber es war in mir und lebte.

Kurz, ich begann in jener Zeit zu denken. Also erkannte ich mein Leben als etwas Bedingtes und

Begrenztes, und damit erwachte in mir jener Wunsch, den das Kind noch nicht kennt, der Wunsch, aus meinem Leben das möglichst Gute und Schöne zu machen.

Vermutlich erleben alle jungen Leute annähernd dasselbe, aber ich erzähle es, als wäre es ein ganz individuelles Erleben gewesen, das es ja für mich auch war.

Unbefriedigt und von der Sehnsucht nach Un-erreichbarem verzehrt, lebte ich einige Monate hin, fleißig und doch unstill, glühend und doch nach Wärme verlangend. Mittlerweile war die Natur flüger als ich und löste das peinliche Rätsel meines Zustandes. Eines Tages war ich verliebt und hatte unverhofft alle Beziehungen zum Leben wieder, stärker und mannigfaltiger als je vorher.

Seitdem habe ich größere und köstlichere Stunden und Tage gehabt, aber nie mehr solche Wochen und Monate, so warm und so erfüllt von einem stetig strömenden Gefühl. Die Geschichte meiner ersten Liebe will ich Ihnen nicht erzählen, es liegt nichts daran, und die äußern Umstände hätten ebensogut ganz andere sein können. Aber das Leben, das ich damals lebte, möchte ich ein wenig zu schildern versuchen, wenn ich auch weiß, daß es mir nicht gelingen wird. Das hastige Suchen hatte ein Ende. Ich stand plötzlich mitten in der lebendigen Welt und war durch tausend wurzelnde Fasern mit der Erde und den Menschen verbunden. Meine Sinne schienen verändert, schärfer und lebhafter. Namentlich die Augen. Ich sah ganz anders als früher. Ich sah heller und farbiger, wie ein Künstler, ich empfand Freude am reinen Anschauen.

Der Garten meines Vaters stand in sommerlicher Pracht. Da standen blühende Gesträuche und Bäume mit dichtem Sommerlaub gegen den tiefen Himmel, Efeu wuchs die hohe Stützmauer hinan, und darüber ruhte der Berg mit rötlichen Felsen und blauschwarzem Tannenwald. Und ich stand und sah es an und war ergriffen davon, daß jedes einzelne so wunderbar schön und lebendig, farbig und strahlend war. Manche Blumen wiegten sich auf ihren Stengeln so zart und blickten aus den farbigen Kelchen so rührend fein und innig, daß ich sie lieb hatte und sie genoß wie Lieder eines Dichters. Auch viele Geräusche, die ich früher nie beachtet hatte, fielen mir jetzt auf und sprachen zu mir und beschäftigten mich: der Laut des Windes in den Tannen und im Gras, das Läuten der Grillen auf den Wiesen, der Donner entfernter Gewitter, das Rauschen des Flusses am Wehr und die vielen Stimmen der Vögel. Abends sah und hörte ich die Schwärme der Fliegen im goldenen Spätlicht und lauschte den Fröschen am Teich. Tausend wichtige Dinge wurden mir auf einmal lieb und wichtig und berührten mich wie Erlebnisse. Zum Beispiel wenn ich morgens zum Zeitvertreib ein paar Beete im Garten begoß und die Erde und die Wurzeln so dankbar und gierig tranken. Oder ich sah einen kleinen blauen Schmetterling im Mittagsglanz wie betrunken taumeln. Oder ich beobachtete die Entfaltung einer jungen Rose. Oder ich lieb

abends vom Nachen aus die Hand ins Wasser hängen und spürte das weiche laue Ziehen des Flusses an den Fingern.

Während die Pein einer ratlosen ersten Liebe mich plagte und während unverstandene Not, tägliche Sehnsucht und Hoffnung und Enttäuschung mich bewegten, war ich trotz Schwermut und Liebesangst doch jeden Augenblick im innersten Herzen glücklich. Alles, was um mich war, war mir lieb und hatte mir etwas zu sagen, es gab nichts Totes und keine Leere in der Welt. Ganz ist mir das nie mehr verloren gegangen, aber es ist auch nie mehr so stark und stetig wiedergekommen. Und das noch einmal zu erleben, es mir eigen zu machen und festzuhalten, das ist jetzt meine Vorstellung vom Glück.

Wollen Sie weiter hören? Seit jener Zeit bis auf diesen Tag bin ich eigentlich immer verliebt gewesen. Mir schien von allem, was ich kennen lernte, doch nichts so edel und feurig und hinreißend wie die Liebe zu Frauen. Nicht immer hatte ich Beziehungen zu Frauen oder Mädchen, auch liebte ich nicht immer mit Bewußtsein eine bestimmte Einzelne, aber immer waren meine Gedanken irgendwie mit Liebe beschäftigt, und meine Verehrung des Schönen war eigentlich eine beständige Anbetung der Frauen. Liebesgeschichten will ich Ihnen nicht erzählen. Ich habe einmal eine Geliebte gehabt, einige Monate lang, und ich habe gelegentlich einen Kuß und einen Blick und eine Liebesnacht halb ungewollt im Vorbeigehen geerntet, aber wenn ich wirklich liebte, war es immer unglücklich. Und wenn ich mich genau besinne, so waren die Leiden einer hoffnungslosen Liebe, die Angst und die Zaghaftigkeit und die schlaflosen Nächte eigentlich weit schöner als alle kleinen Glücksfälle und Erfolge.

Wissen Sie, daß ich sehr in Sie verliebt bin, gnädige Frau? Ich kenne Sie seit bald einem Jahr, wenn ich auch nur viermal in Ihr Haus gekommen bin. Als ich Sie zum ersten Mal sah, trugen Sie auf einer hellgrauen Bluse eine Brosche mit der Florentiner Lilie. Einmal sah ich Sie am Bahnhof in den Pariser Schnellzug steigen. Sie hatten ein Billett nach Straßburg. Damals kannten Sie mich noch nicht.

Dann kam ich mit meinem Freund zu Ihnen; ich war damals schon in Sie verliebt. Sie bemerkten es erst bei meinem dritten Besuch, an jenem Abend mit der Schubertmusik. Wenigstens schien es mir so. Sie scherzten zuerst über meine Ernsthaftigkeit, dann über meine lyrischen Ausdrücke, und beim Abieusagen waren Sie gütig und ein wenig mütterlich. Und das letzte Mal, nachdem Sie mir Ihre Sommeradresse genannt hatten, haben Sie mir erlaubt, Ihnen zu schreiben. Und das habe ich also heute getan, nach langem Ueberlegen.

Wie soll ich nun den Schluß finden? Ich sagte Ihnen ja, daß dieser erste Brief von mir auch mein letzter sein würde. Nehmen Sie meine Konfessionen, die vielleicht etwas Lächerliches haben, von mir als das einzige, was ich Ihnen geben und womit ich Ihnen zeigen kann, daß ich Sie hochschätze und

liebe. Indem ich an Sie denke und mir gestehe, daß ich Ihnen gegenüber die Rolle des Verliebten sehr schlecht gespielt habe, fühle ich doch etwas von dem Wunderbaren, von dem ich Ihnen schrieb. Es ist schon Nacht, die Grillen singen noch immer vor meinem Fenster im feuchten Grasgarten, und vieles ist wieder wie in jenem märchenhaften Sommer. Vielleicht, denke ich mir, darf ich das alles einst wieder haben und nochmals erleben, wenn ich dem Gefühl treu bleibe, aus dem ich diesen Brief geschrieben habe. Ich möchte auf das verzichten, was für die meisten jungen Leute aus dem Verliebtsein folgt und was ich selber mehr als genug kennen gelernt habe — auf das halb echte, halb künstliche

Spiel der Blicke und Gebärden, auf das kleinliche Benützen einer Stimmung und Gelegenheit, auf das Berühren der Füße unterm Tisch und den Mißbrauch eines Handkusses.

Es gelingt mir nicht, das, was ich meine, richtig auszudrücken. Wahrscheinlich verstehen Sie mich trotzdem. Wenn Sie so sind, wie ich Sie mir gerne vorstelle, dann können Sie über mein konfuse Schreiben herzlich lachen, ohne mich darum gering zu schätzen. Möglich, daß ich selber einmal darüber lachen werde; heute kann ich es nicht und wünsche es mir auch nicht.

In treuer Verehrung Ihr ergebener

B.

Allelei Kram.

Von Felix Beran, Zürich.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Die kleine Susi hatte stets eine Tasche umhängen. Da waren bunte Glasperlen drin. Ganz kleine runde, längliche und auch kurze dicke Perlen. Es waren weiße dabei, aber die meisten hatten fröhliche bunte Farben. Es gab solche, die waren tief blau wie Sterne von Alpenblumen, dann rote wie Korallen und solche von saftigem Gelb waren da, und die grünen schimmerten wie nasses Gras, das die Sonne bescheint. Die meisten hatten ein feines Loch, da konnte man einen Faden durchziehen. Einige sahen aber aus wie Schnecken oder kleine Würmchen, und ganz wenige hatten noch einen andersfarbigen Tropfen wie so ein Glogauge. Und Susi liebte es, die Perlen an Fäden zu reihen oder Muster daraus zu legen. Am liebsten aber wollte sie alle beisammen in der umgehängten Tasche haben, mit der vollen Hand daraus schöpfen und sie dann in dünnem Strom zurückrieseln lassen. Sie horchte dann verträumt auf den feinen Laut und sagte: Die Perlen singen.

Ihr Bruder, der kleine Rudolf, besaß Bleisoldaten. Er war zufrieden, wenn sie alle dastanden und sich in guter Ordnung präsentierten. Er wollte den Anblick genießen, aber eigentlich Soldatenspielen wollte er nicht. Sie sollten in der Reihe stehen und nicht in Unordnung durcheinanderkommen, und stand einer verkehrt, war Rudolf nicht zufrieden, und fiel gar einer um, dann ging das über den Spaß, und die ganze Armee mußte wieder marsch rein in die große Pappschachtel, das war ihre Kaserne. Es gab dabei Soldaten zu Pferde und solche, die standen und hielten Fahnen in den Händen. Auch ein Trommler war da, und zwei, die hatten gar Trompeten. Die hielten sie aber auch immer am Mund, und man meinte zu hören, wie sie bliesen: Trara, trara! Die meisten Soldaten trugen das Gewehr über der Schulter, und nur der Offizier hatte eine Schärpe um den Leib und einen Säbel in der Faust. Mit dem mußte er den Soldaten den Weg zeigen, und ein Gewehr brauchte er nicht zu tragen. Es war auch noch ein General dabei gewesen, der hatte einen langen schwarzen Zipfbart und guckte immer durch ein Fernrohr. Aber an dem blieb er immer hängen, und da hatte sich beim Fallen der Zipfbart verbogen, und Rudolf mochte ihn gar nicht dabei.

Was brauchte der immer so zu gucken, und es war eben so schön ohne ihn.

Susi und Rudolf waren Geschwister. Hinter ihrem Haus war ein kleiner Garten mit braven Wegen, gut gezogenen Blumen und frommen Beeten, und wo dieser Garten aufhörte, da kam erst ein Gitter und dann die große Wiese, auf der die Wäscherin ihr Wesen trieb. Da hingen in der Luft viele weiße Gestalten, die in der Sonne schimmerten und im Wind lustig schaukelten, und da stand auch das Häuschen der Wäscherin, und da lebte auch ihr Sohn Hans.

Den Hans liebten Susi und Rudolf gar sehr, und er war ihr Anführer. Hans konnte alles, wußte alles und besaß etwas ganz Wunderbares. Er hatte einen Stock. Dem sah man gar nicht an, was damit alles gemacht werden konnte. Es war so ein Stock ohne Kopf und Fuß. Da wo er ein wenig krumm gewachsen war, da war der Griff, und am andern Ende hing meist ein Klumpen Erde. Wenn der abfiel, dann gab es bald einen neuen, denn er wurde gar energisch in den Boden gestoßen.

So ein Stock kann zum Beispiel eine Peitsche sein. Da braucht es nur ein Strickende oder einen Bindfaden oder ein buntes Band, das knotet man mit Händen und Zähnen fest, und die Peitsche ist fertig. Auch eine Fahne gab es schnell, da mußte nur eines von den Kindern sein Taschentuch hergeben. Das war das Fahnentuch. Hans hatte auch ein Taschentuch, das war größer und bunter als die andern, und seine Mutter hat es ihm oft sauber gewaschen.

Aber Hans wußte mit dem Stock noch ganz andere Dinge anzufangen. Daß er darauf ritt wie auf einem Pferd und daß er damit an den Haustüren trommelte, könnt ihr euch denken. Aber er blies auch auf dem Stock wie auf einer Flöte, so von der Seite, und er geigte damit auf seinem linken Arm, und wenn man's schon nicht hörte, durfte doch keines durch Lärm stören, wenn er so spielte.

Er trug den Stock auch umgebunden wie ein Schwert, geschultert wie ein Gewehr, und wenn sie ihn zu zweit trugen, dann war das eine Kanone. Was er nur wollte, machte Hans mit dem Stock. Er stieß sogar nach den Wolken, und er rief in den Wald nach Feinden, die er